

Weibliche Ordensberufe und Jugendseelsorge

Für den Seelsorger bedeutet es eine Erleichterung, die „zeitgemäße Anpassung“ im weiblichen Ordenswesen „und die Nachwuchsfrage“ behandelt zu finden, wie es in „Geist und Leben“ (34 [1961] 129; 34 [1961] 214; 34 [1961] 374) geschieht. Endlich wird hier, nachdem die klaren Worte Pius XII. in dem für uns erfahrbaren Bereich bis zur Stunde eine doch nur zaghafte Resonanz gefunden haben, das Problem des weiblichen Ordensnachwuchses von der richtigen Seite angegangen. Die Notlage wird nicht beklagt mit dem Hinweis auf den „materialistischen Geist der modernen Welt“, auf die „entchristlichten Familien“ oder die „opferscheue Jugend“, wie dies hier und in anderen Seelsorgebereichen immer wieder anzutreffen ist. Es wird vielmehr ehrlich aufgezeigt, daß die sich darbietende Gestalt der Ordensgemeinschaften dem jungen Menschen den ohnehin nicht leichten Zugang zur hochherzigen Christusnachfolge im Raum des Ordensstandes erschwert.

Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ist die Nachwuchsfrage primär eine Frage an die Ordensgemeinschaften, nicht an die Jugend. Es wäre unbillig zu behaupten, die Ordensleute stünden der Jugend in der Haltung der Gekränkten gegenüber. Wohl aber läßt sich bei ihnen eine deprimierende Ratlosigkeit feststellen. Die große Bedeutung der genannten Berichte liegt in dem äußerst sorgfältigen und konkreten Aufzeigen der wunden Punkte. Es bleibt zu wünschen, daß die Diskussion — vor allem innerhalb der Ordensgemeinschaften selbst — jetzt nicht mehr verstummt, denn unzweifelhaft ist die zeitgemäße Anpassung „nicht das Werk eines einzelnen und eines Tages, sondern einer ganzen Generation“ (S. 140).

I.

Kern der Frage: Raum für die Berufenen

Die Anpassung wird also noch Zeit beanspruchen. Damit sieht sich die Jugendseelsorge der schwierigen Frage gegenüber: Wie soll in der Zwischenzeit das Bemühen um Ordensberufe aussehen? Können wir warten, bis „einschneidende Maßnahmen“ (S. 139) geschehen sind? Jeder Verantwortliche wird die Frage verneinen. Aber die verschiedene Motivierung der Antworten führt uns bereits mitten in das Anpassungsproblem hinein. Es geht nämlich um die richtige Einstellung zu den Nachwuchsberufen überhaupt. Wer im Blick auf die Nachwuchskrise vorwiegend die Notlage im Bereich der apostolischen Aufgaben beschwört, geht am Wesentlichen vorbei. Längst wissen wir, daß heute viele dieser Tätigkeiten von Laienkräften ausgeübt werden. Das mag erst unter dem Druck der Verhältnisse in diesem — trotz alldem noch ungenügenden — Ausmaße so geworden sein: in der Seelsorge, in den katholischen Schulen, den pfarrlichen Kindergärten und in den Krankenhäusern. Brachte dies auch manche Verringerung der geistlichen Strahlkraft und der „Rentabilität“ mit sich, so wird dadurch immerhin die Vorstellung widerlegt, die Ordensgemeinschaften seien in diesem Raum absolut unersetztlich und ihre Berufe erhielten von dort ihre Begründung. Die überaus große Bedeutung, die den Ordensfrauen in der apostolischen und karitativen Arbeit zukommt, wird niemand ernsthaft bezweifeln,

der um den Zusammenhang zwischen apostolischer Sendung und den evangelischen Räten weiß. Wer mit Hinweis auf die Aufgaben um junge Menschen wirbt, tut nicht unrecht. Schließlich leitet uns Jesus Christus selbst an zu beten, daß der Herr der Ernte Arbeiter in seine Ernte sende (vgl. Mt 9, 38). Aber der Ruf: „Folge mir!“ steht vor der Sendung! Das vorwiegend von den Aufgaben her begründete Werben wird wesensgemäß nur zu kurzfristigen Erfolgen führen, je nachdem, wohin der „Zug der Zeit“ geht, im 19. Jahrhundert zu den karitativen Aufgaben, in unserer Zeit bestenfalls zu den Aufgaben der Weltmission in Übersee.

Die Nachwuchsfrage richtig stellen, heißt deshalb fragen, ob Räume da sind, in denen die vorhandenen Berufungen ihre Heimat finden und an denen sie sich selbst entdecken und entzünden. Gerade dies aber vermögen, wie die Tatsachen beweisen, die Ordensgemeinschaften in ihrem gegenwärtigen Erscheinungsbild nicht mehr in erforderlichem Maße zu sein. Damit wird die Zwangslage deutlich, in die sich die Jugendseelsorge, ohne sich immer dessen bewußt zu sein, hineinversetzt sieht: die nicht „angepaßten“ Ordensgemeinschaften von heute und auch von morgen auf der einen und die erwachten und schlummernden Ordensberufe, die ihre Heimat nicht finden können, auf der anderen Seite.

II.

Es gibt genug Berufe

Wer die junge Generation kennt, wird nicht behaupten, es gäbe heute weniger Berufe als früher. Auch heute strebt die Jugend nach Großem, und daß unsere Zeit weniger begnadet sei als die unserer Großeltern, ist kaum zu halten. Die keineswegs ermutigende Reaktion der Mädchenjugend auf den Ruf zum „Jahr für die Kirche“ in den deutschen Diözesen entkräftigt diese Feststellung nicht. Wenn wir keinen Aufbruch erlebten, so liegen hier die Dinge anders. Beim Jahr für die Kirche handelt es sich nicht um eine Lebensentscheidung, sondern um eine sowohl zeitlich als auch auf den karitativen Bereich begrenzte Tätigkeit. Außerdem ist ein bloßes Wort bei den pfarrlichen Wochenvermeldungen ungenügend!

Es ist erstaunlich, wie stark der Gedanke „Kloster“ auch heute das katholische Mädchen beschäftigt. Aber selbst wenn wir damit rechnen, daß ein Großteil von ihnen keine potentiellen Berufe darstellen, so findet von den übrigen nur ein verschwindender Bruchteil tatsächlich in den Ordensstand. Der Klostergedanke lebt durchaus. Die einen weisen ihn bald von sich, weil sie die Ehe erstreben, andere denken ihn nicht zu Ende in den „Sorgen, dem Reichtum und den Genüssen des Lebens“ (Lk 8, 14). Bei den meisten bewegt er sich in abstrakten Bezirken. Je enger der Bezug zu den ihnen bekannten Orden und Ordensgemeinschaften wird, desto größer wird die Reserve. Sie ist größer, als unsere Ordensfrauen es ahnen. „Kloster ja, aber wie?“, so könnte man formulieren. Die Hilflosigkeit der jungen Menschen ist erschreckend.

Der erste, dem sich hier Möglichkeiten auftun, ist der Seelsorger. Es ist nicht zu bestreiten, daß mancher unter ihnen nicht das Seine tut. Von der wenig förderlichen Bemerkung über diesen oder jenen Schwesternkonvent, die berechtigt sein mag, aber Ärgernis gibt, bis hin zu dem letztlich aus ungläubiger Haltung kommenden Urteil: „Sie sind zu schade für das Kloster“, reicht das Versagen in der sorgsamen Pflege eines aufkeimenden Ordensberufes. Aber so beklagenswert solche Fälle sind, so gering ist ihr Anteil an der bestehenden Nachwuchskrise. Weit mehr spielt die vielfach unftätige Haltung der Seelsorger eine Rolle, die nicht zuletzt ihren Grund hat

in dem mangelnden Vertrauen zu den verschiedenen Ordensgemeinschaften und ihren Mutterhäusern. Damit ist die Seelsorge (und die Pastoralausbildung der Theologen!) nicht von Versäumnissen freigesprochen. Es sollte mehr Mut da sein, Mädchen auf den Ordensberuf hin anzusprechen! Freilich kann ein ungeschicktes Wort mehr schaden als nützen. Zunächst geht es nur um die sorgsame Unterrichtung, um das Aufzeigen des Wertes der Jungfräulichkeit, die als greifbarster Ausdruck der Hingabe den jungen Menschen mehr beschäftigt als die übrigen Inhalte des Ordensstandes. Dann aber werden sich dem wachen Auge des Seelsorgers wie von selbst Gelegenheiten bieten zu der persönlich ausgerichteten Frage, die kaum mehr als ein Hinweis zu sein braucht: „Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht?“

Die Sendung des Seelsorgers sollte von ihm selbst nicht unterbewertet werden. Um den Stand der Jungfräulichkeit in der Kirche bemüht zu sein, ist gewiß nicht weniger seelsorgliche Pflicht wie die Sorge um den sakramentalen Stand der Ehe. Ja, es müßte die Jungfräulichkeitsberufung sogar begünstigt werden. Aus theologischer Einsicht steht fest, daß Jesus Christus die Gnade der Berufung schenkt, weil er Berufe braucht und haben will. Und da gleichzeitig der Mensch trotz Berufungsansätzen dem Wagnis des „Größeren“ nicht immer von sich aus zuneigt und der ernsthaften Auseinandersetzung auszuweichen sucht, hat die Sorge um die Berufe einen hervorragenden Platz in der Seelsorge zu beanspruchen.

Der jugendliche Mensch ist auf diesem Feld allerdings besonders empfindlich. Er spürt, wenn hinter den Worten nicht die Überzeugung dessen steht, der wie Paulus, erfüllt vom Wert jungfräulichen Lebens, sagen kann: „Ich wollte, alle Menschen wären wie ich“ (1 Kor 7, 7), oder wenn nicht viel mehr da ist, als das religiös umkleidete Interesse, eine gute Pfarrei- oder Schulstatistik zu erreichen. Den Rat eines Priesters (und eines Erziehers), der es „gerne sähe“, wird der Jugendliche nur ungern zur Kenntnis nehmen. Dagegen wird er sich nicht verschließen, wenn er merkt, daß ein wahrhaft seelsorgliches Interesse dahinter steht, in der paulinischen Sorge nämlich: „Aber das meine ich nur zu eurem Besten, nicht um euch eine Schlinge überzuwerfen“ (1 Kor 7, 35) und in der Absicht, in gemeinsamem Suchen nach Gottes Vorhaben zu fragen.

Mit diesen Erfordernissen geraten sehr bald jene Welt- oder Ordenspriester in Widerstreit, die sich in ihrem Bemühen auf eine bestimmte klösterliche oder sonstige Gemeinschaft festgelegt haben. Die Pflege eines aufkeimenden Ordensberufes muß dem jungen Menschen die Freiheit belassen gegenüber der ganzen Breite der Ordensformen. Das hat in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung zugenommen, denn auf das Ordensleben ansprechbar sind heute Kreise, die bewußter und kritischer dem Leben gegenüberstehen, also auch wissen, daß nicht nur das zunächstliegende Ordenshaus für sie in Frage kommen muß. Es darf hier nicht übersehen werden, daß das Einzugsgebiet ein anderes geworden ist. 30 000 Katholiken einer Diasporastadt überwiegen zahlenmäßig manches rein katholische Landdekanat. In diesem wird man zwar stärker praktizieren, aber der Anteil der religiös wachen und eigenständigen jungen Christen ist in der Diasporastadt wesentlich größer. In geschlossenen katholischen Landpfarreien herrschte wohl früher bei der Jugend und ihren Eltern eine gute Aufgeschlossenheit gegenüber dem Ordensberuf. Ebenso einheitlich, ja nahezu völlig nivellierend, ist dort heute die „Aufgeschlossenheit“ anzutreffen, möglichst bald nach der Schulentlassung Geld zu verdienen und eine Bekanntschaft zu haben wie alle übrigen. Nur wenige sind in der Lage, einen eigenen Weg zu gehen. Darin läßt die städtische Diaspora dem jungen Menschen mehr Möglichkeit. Weil aber nur jene, die eigene Wege gehen, Berufung spüren und sich damit aus-

einandersetzen, muß heute viel mehr mit den städtischen Gebieten gerechnet werden. Worauf aber setzen noch immer klösterliche Gemeinschaften in ihrer Werbung?

Mit der Verstädterung und dem Zunehmen der Diaspora wird die Umschichtung des räumlichen Einzugsgebietes ebenso fortschreiten wie die des sozialen. Religiöse Wachheit geht vielfach mit geistiger Wachheit einher. Deshalb finden wir die Ansätze für Ordensberufe stärker bei denen, die auf Weiterbildung bedacht sind. Damit sind keineswegs nur Schülerinnen gemeint. Doch sie bilden heute weithin den günstigeren Boden als die Schicht der weiblichen Lehrlinge, sofern deren Interessen nicht über den Alltag mit gewinnbringender Berufssarbeit und Unterhaltung hinausreichen. So wird der Anteil der Schülerinnen höherer und berufsbildender Schulen bei den Ordensberufen zunehmen. Mit dieser Feststellung soll nicht einer Schicht besonders das Wort geredet werden. Sie soll uns vor Versäumnissen bewahren. Dabei ist zu beachten, daß es sich nicht in erster Linie um Schülerinnen katholischer Anstalten handeln kann. Das Abitur der Mädchen ist längst nicht mehr nur Ausgangspunkt für „höheren Beruf“ oder Sache der „gehobenen Gesellschaft“. Daß es eine gut besuchte Krankenpflegeschule für Abiturientinnen an einer deutschen Universität geben kann und daß man — gleichgültig, wie es zu bewerten ist — daran denkt, gehobene Schulbildung für die Krankenschwesternschulen vorauszusetzen, ist zweifellos ein Anzeichen für die gegenwärtige Entwicklung und ein Hinweis, welche Mädchenschicht unsere besondere Aufmerksamkeit verdient.

Man muß wohl behaupten, daß dies von den Ordensgemeinschaften nicht geschenkt wird, zumindest solange sie noch nicht einmal den Ansatz einer Anpassung zugunsten der Lebensform dieser Mädchenschicht erkennen lassen. Diese Mädchen haben ein modernes Zimmer zu Hause. Zur Einfachheit würden sie Ja sagen, nicht zum Bildschmuck im Zimmer aus dem 19. Jahrhundert. Sie haben sich ein persönliches Gebetsleben erkämpfen müssen, sie werden sich nicht einspannen lassen in eine bis ins kleinste vorgeschriebene religiöse Tagesordnung. Sie haben liturgische Reformen begrüßt und werden nicht ins Lager der Konservativen übergehen. Sie haben religiöse Literatur (und andere!) der Nachkriegszeit gelesen, wie werden sie zur Kenntnis nehmen, was manche Schwesternkonvente als empfehlenswerte Lektüre betrachteten? Moderne Musik oder auch Schlager haben sie gekannt, gern gehört oder über sich ergehen lassen. Was Schwestern mitunter zum Namenstag der Oberin singen, werden sie unausstehlich finden. Mit einem Wort: sie können ihre notwendigerweise errungene Lebensform mit den Formen der bestehenden Ordensgemeinschaften schlecht in Einklang bringen.

Objektiv ist freilich von einer Erschwerung im Entstehen von Ordensberufen zu sprechen. Das größere Diesseitsangebot steht in scharfem Gegensatz zu den evangelischen Räten. Jungfräulichkeit, Verzicht auf die eheliche Gemeinschaft um höchster geistiger Werte willen wird als unzumutbar betrachtet. Der Schwund übernatürlichen Denkens und die Sexualisierung unserer Zeit trifft die Jugend besonders hart. Die Erschwerung überschattet aber nicht nur die Ordensberufe. Alle religiösen und sittlichen Bereiche werden in Mitleidenschaft gezogen, insofern überall die „Diasporasituation der modernen Welt“ (Karl Rahner) Einzug hält. Diese Tatsache muß realistisch eingeschätzt werden. Nur so erkennen wir auch die Chance, die sie als „heilsgeschichtliches Muß“ bietet. Da wir bemerken können, daß andere Seelsorgesparten in der Anpassung ihrer Methoden unverkennbar Fortschritte gemacht haben — wir denken an die neuen Wege des Laienapostolates und an die Ausweitung der Spezialseelsorge —, wird der Rückstand auf dem Felde der Ordensberufe entsprechend deutlich. Erfolgt keine Abhilfe, so wird aus dem Rückstand ein Versäumnis,

weil die zerstörende Wirkung der Diasporasituation zwangsläufig kommt, ihre Chance aber nicht wahrgenommen wird. Man könnte somit die Lage charakterisieren: unsere apostolisch-karitativen Ordensgemeinschaften sind diasporafremd.

III.

Der Jugend gerecht werden

Der Jugendseelsorger steht vor der bedrängenden Frage, die den Ausgangspunkt unserer Überlegungen darstellt: Wohin soll er ein dem Ordensberuf gegenüber aufgeschlossenes Mädchen verweisen? Es ist bereit zum Opfer, bereit, in die volle Hingabe hineinzuwachsen. Aber welche Erschwerung bedeutet es für den ohnehin nicht leichten Anfang, in eine Welt einzutreten, die in der Form gar nicht die seine ist! Der Priester kann dem Mädchen mit Sicherheit sagen, daß Jungfräulichkeit, Armut und Gehorsam keine Einbuße und keine Verkürzung seiner wahren Lebensmöglichkeiten ist gemäß dem Wort des Herrn: „Niemand verläßt Haus oder Weib, Geschwister oder Eltern oder Kinder um des Reiches Gottes willen, ohne Vielfaches zu empfangen schon in dieser Welt und in der künftigen Welt das ewige Leben“ (Lk 18, 29 f). Das Opfer des unvermeidlichen Rückschrittes in Formen, die für es veraltet oder unecht sind und die errungene „Lebensbasis schmälern“ (GuL [1961] 215), kann er ihr nicht bloß aus psychologischer Vorsicht, sondern aus Verantwortung nicht zumuten.

Die Frage wäre illusorisch, wenn nicht gerade der Priester eine große, gegenwärtig aber nur spärlich genutzte Einflußmöglichkeit hätte. Die Nachwuchskrise läßt nämlich die Behauptung zu, daß sich die Mädchenjugend selbst kaum mehr vor die Frage gestellt sieht, wohin sie sich zur Realisierung ihres Ordensberufes wenden solle. Sie denkt ernsthaft kaum daran, daß hierfür die Ordensgemeinschaften ihr Raum sein könnten. Die großen vorhandenen Werte, die hochherzige Gottesliebe, das sich verzehrende Dienen und der tiefe Glaube werden vielleicht wahrgenommen, dann aber ohne Beziehung zum eigenen Lebensweg. Hier müßte also der Priester Brücke sein.

Es ist wahr, daß die angeführten Tatsachen nicht von allen Orden und Ordensgemeinschaften in gleichem Maße gelten. Die beschaulichen Orden sind von der aufgezeigten Problematik weitgehend nicht betroffen. Ihrer Struktur nach ist eine „zeitgemäße Anpassung“ gegenstandslos. Zudem verfügen sie aus ihrer Tradition heraus über eine hohe Geistigkeit, die in ihrer klösterlichen Lebensweise zeitlos und ganzheitlich zur Auswirkung kommen kann. Die Zahlen der Neuaufnahmen in den letzten Jahren beweisen die unverminderte Zugkraft des monastischen Lebens auf einen Teil der ideal gesinnten Jugend. Dem Jugendseelsorger erwachsen hier keine ernsthaften Probleme, wohl aber die schon genannte Pflicht, die Größe der Berufung aufzuzeigen, und — wie noch auszuführen ist — den Lebensentschluß des jungen Menschen helfend zu begleiten. Ihr zahlenmäßiger Anteil an der für den Ordensstand in Frage kommenden Jugend wird wie bisher der geringere sein. Die Berufung zum apostolischen und karitativen Dienst ist wesensgemäß häufiger. Die Ordensgemeinschaften, die dies angeht, zeigen hinsichtlich ihrer „Angepaßtheit“ ein sehr unterschiedliches Bild. Alle hoffen auf Nachwuchs und rechnen auf die Hilfe der Seelsorger. Die einen haben erste Schritte aus dem sich zunehmend verengenden Ghetto gewagt. Ein größerer Anteil ihrer Glieder gehört noch der jüngeren Generation an und kann die weitere Anpassung tragen. Aber es gibt auch andere, bei denen der Anteil der Generation, von der eine kraftvolle Umstellung nicht mehr erwartet

werden kann, hoffnungslos überwiegt. Keine Ordensgemeinschaft wird sich so verstehen, aber daß der Anschluß zur Jugend verpaßt ist, ist eine im Blick auf die älteren Schwestern tragische, hinsichtlich der aussichtslosen Zukunft aber unwiderlegbare Tatsache. Hier helfen auch neu zu suchende attraktive Arbeitsgebiete nicht, wie etwa das Einsteigen in die weltmissionarischen Aufgaben, denn auch da wäre für die zu erwartenden Zugänge eine Art Neugründung erforderlich, wenn das strukturelle Dilemma nicht verewigt werden soll.

Die Seelsorge steht vor der ernsten Frage: Ist es zu verantworten, junge Menschen dorthin zu leiten? Während das eine Mädchen nach der ersten Kontaktaufnahme gar nicht eintreten, ja womöglich seinen Beruf verlieren wird, wird das andere mit den gleichen Konsequenzen wieder austreten, sofern es nicht zu den unproblematischen Naturen gehört, mit denen eine Ordensbewegung nicht wird entfacht werden können. Von den Bleibenden werden einige für immer nicht zur vollen Entfaltung kommen, und nur die ganz starken Persönlichkeiten dürften die Spannkraft besitzen, unbeschadet durchzuhalten bis zu der Zeit, da sie selbst als Vorgesetzte die Gestalt der Gemeinschaft mitbestimmen können.

Wer könnte als Seelsorger das darin liegende Risiko auf sich nehmen? Er wird so wenig einem Mädchen raten können, aus Mitleid mit den verdienstvollen alternden Schwestern die Last der Heimatlosigkeit in einer Ordensgemeinschaft auf sich zu nehmen, wie er befürworten würde, einen bestimmten Mann aus Mitleid zu heiraten.

Es wird niemand geben, der gern die Dinge so ausspricht. Aber sie müssen schon deswegen beim Namen genannt werden, weil die erforderlichen Maßnahmen nicht nur Sache der in Not geratenen Ordensgemeinschaften sind. Wenn die Zeit kommt, daß ein Mutterhaus die Fürsorge für seine im selbstlosen Dienst altgewordenen Schwestern nicht mehr allein tragen kann, dann ist es allein Gerechtigkeitspflicht der Pfarreien und der Diözesen, die Rentenlast mitzutragen.

Dem Seelsorger wird es nur in bescheidenem Maße zukommen, zu beurteilen, ob eine Ordensgemeinschaft die Befähigung für die Zukunft aufweist, ob sich eine Anpassung bereits abzeichnet oder ob Kräfte da sein werden, diese durchzutragen.

Die daraus entspringende lähmende Unsicherheit des Seelsorgers muß unbedingt überwunden werden, denn auf seine Mitwirkung kommt es aus einem weiteren Grunde entscheidend an. In unserer Zeit vollzieht sich die Entwicklung einer Berufung anders als früher. Dieser Tatsache hat man im Bereiche der Priesterbildung nach dem zweiten Weltkrieg wenigstens gebietweise Rechnung getragen. Während sich dort also ein Umdenken anbahnte, herrscht gegenüber dem weiblichen Ordensberuf eine Einstellung aus großväterlicher Zeit. Wenn ein Mädchen ins Kloster eintritt, wird von ihm — nicht streng kirchenrechtlich! — eine mehr oder weniger fertige Berufentscheidung angenommen. Auf diesem Standpunkt stehen die Verwandten und Bekannten, der Heimatpfarrer und schließlich auch, sich selbst die Entscheidungsfreiheit freilich vorbehaltend, die Ordensgemeinschaften. Nehmen wir hinzu, daß der junge Mensch in der Zeit vor dem Eintritt in seinem Suchen nahezu auf sich allein gestellt war, so haben wir genau das Gegenteil von dem, was der Jugendliche heute braucht. Wir leben in einer Epoche des Überangebotes von Lebens- und Berufsmöglichkeiten. Je mehr Möglichkeiten aber, desto größer die Unsicherheit. So hat der Volksschüler in seiner Berufsfundung weniger Probleme als der Abiturient mit seinen ungleich reicheren Berufsaussichten. Er gerade ist es, der unschlüssig heute lieber „erst einmal zur Bundeswehr“ geht. Die Entscheidungen fallen reichlich spät, die Unentschlossenheit dauert lange, der Beginn liegt früher. Ziehen wir zum Vergleich ruhig heran, daß soviele ernstmeinende junge Menschen

heute Verlobungen wieder auflösen. Es ist nicht verwerfliche Oberflächlichkeit, sondern uneingestandene Angst vor der Bindung. Die Entscheidung für den Ordensstand folgt genau denselben Bahnern. Das Suchen nach dem Platz für das Leben beginnt außerordentlich früh. Die Ungeborenheit unserer Zeit sorgt dafür. Meist wird es die Sechzehnjährige sein, die ernsthaft hinhört, wenn der Ordensberuf ihr aufgezeigt wird. Der Gedanke ist von da an vielen Erschütterungen ausgesetzt. Frühe, wenn auch in sich harmlose Freundschaften, wie auch die Angst davor, vorzeitig anders sein zu müssen als ein „normales“ Mädchen, tragen zur Verwirrung bei. Sie müssen in Kauf genommen werden. Schlägt der Gedanke an den Ordensberuf tiefer Wurzel, so wird die Unentschlossenheit spürbarer. Sie wird wie alle Unsicherheit des jungen Menschen dadurch kompensiert, daß er in seiner Persönlichkeit besonders stark respektiert werden möchte. So kann die Hilfe, die beim Seelsorger gesucht wird, nur eine ganz behutsame sein. Das geringste Drängen würde als Antasten des Freiheitsraumes empfunden werden. Echte Hilfe wird sein müssen: ein sorgsames Begleiten des Reifeprozesses über Jahre hinweg, ein unaufdringliches Hinlenken auf wesenhaft große Lebensziele, Ermutigung zum Kampf um die Keuschheit im heutigen „normalen“ Mädchendasein mit „Partys“ und „Kameradschaften“ und Anleitung zu wachsender Christusliebe. Stärker, aber verschämter sucht der junge Mensch das Vertrauen zu einem, der ihn ernstnimmt und von dem er erwarten darf, daß er unvoreingenommen ist.

Bei so problemreicher Entwicklung der Berufung nimmt es nicht wunder, daß viele Mädchen die moralische Bindung, die mit dem Eintritt in ein Ordenshaus verbunden ist, nicht ins Auge fassen können. Sie fürchten, ihr Einwand: „Ich weiß nicht, ob ich es schaffe!“ könnte in dieser Umgebung unverarbeitet weggeschwemmt werden oder das Zurück, mit dem ihre Unentschiedenheit noch rechnen muß, bringe ein Übermaß an Schwierigkeiten mit sich.

Haben sie ganz unrecht? Mit überaus feinem Gespür und der Ehrlichkeit, die die heutige junge Generation kennzeichnet, möchten sie einem späten „Erwachen“ — nach der Profess — vorbeugen. Eine begrüßenswerte Vorsicht, die nicht mit einseitigen Argumenten aus der Aszetik und der Gnadenlehre abgetan werden sollte! Leider macht diese Zurückhaltung die unmittelbare Begegnung mit dem Ordensleben unmöglich, die vielfach schon unentbehrlich ist für die erste entscheidende Klärung und erst recht für das Wachsen des Ordensberufes. Dennoch müssen wir fragen: Haben sie ganz unrecht, wenn sie die Kontaktaufnahme mit den Orden scheuen? Ist bei diesen überall die Bereitschaft zu geduldigen Mitgehen und Wachsenlassen vorhanden? Das Kirchenrecht lässt zusätzlich wenig Spielraum dafür. Die Bindung im Noviziat ist nicht nur psychologisch, sondern auch rechtlich viel zu fest, als daß ein unfertiger Beruf den heutigen Erfordernissen gemäß in Ruhe ausreifen könnte. Jeder zur Nachfolge Berufene wird zwar einmal die Entscheidung wagen müssen, aber sie ist nicht erzwingbar, noch läßt sich ihr Zeitpunkt schablonenhaft bestimmen. Der Jugendseelsorger steht so vor der ernsten Frage, ob er einen noch nicht ganz entschiedenen jungen Menschen dem Ordensleben zur weiteren Berufsreifung zuführen darf. Die Halbentschlossenen machen heute den Großteil der möglichen Ordensberufe aus.

Die kirchenrechtlichen Bestimmungen erweisen sich auch auf der nächsten Stufe als hemmend. Die Berufentscheidung gilt nämlich zunächst dem Ordensstand im allgemeinen. Die Wahl der Ordensform ist damit noch nicht getroffen. Viele junge Menschen erhalten erst beim Zusammentreffen mit dem Ordensleben Einblick in die verschiedenen Möglichkeiten, die jungfräuliche Christusnachfolge zu leben. Diese

verschiedenen Möglichkeiten sind nicht nur legitim, sondern notwendig, wenn für alle Begabungen in der Kirche Platz sein soll: von der monastischen Ordensform über die apostolisch-karitativen Gemeinschaften und Säkularinstitute bis dorthin, wo die Gemeinschaft völlig zurücktritt und nur die manifestierte Bindung an die Kirche (den Bischof) bleibt. Von der kirchenrechtlichen Schwierigkeit abgesehen, darf füglich gefragt werden, ob bei den Ordensleuten der Wille da ist, einem Mädchen gegebenenfalls den Weg in eine andere Form zu ebnen. Ist die Vermutung unbegründet, daß nach dem Grundsatz verfahren wird: „Entweder zu uns, oder sich du zu“? Je mehr der Separatismus bei den Orden und Kongregationen blüht, umso weniger vernimmt die Mädchenjugend ihr einladendes Wort.

IV. *Der Brückenschlag zur Jugend*

Es läßt sich erkennen, daß der Engpaß im Ordensnachwuchs nicht eine Krise der Berufung, sondern eine der Form und der Methode ist. Ebenso unverkennbar ist es auch, daß die unbewußte Not der Mädchenjugend, die in den Ordensstand nicht hineinfindet, weniger sichtbar, aber größer ist als die Not der um Nachwuchs sich sorgenden Ordensgemeinschaften. Daraus lassen sich Linien sichtbar machen, wie gegen das Problem angegangen werden könnte.

1. Zutagetreten muß zunächst der Wille zur Anpassung. Zwar bleibt die Spannung zwischen klösterlichem Leben und Weltzugewandtheit für die apostolischen und karitativen Ordensgemeinschaften „ein Problem, das nie restlos gelöst werden kann“ (GuL [1961] 215), aber der Ausgleich ist je und je zu suchen. Darin liegt nicht nur die Existenz-, sondern auch die Berechtigungsfrage dieser Gemeinschaften beschlossen, weil die Verhältnisse, in die das Leben und das Wirken hineinstrahlen sollen, unausweichlichem Wandel unterliegen und gebieterisch nach neuen Formen des klösterlichen Weltzeugnisses verlangen.

Zeigen sich Ansätze für die zeitgemäße Anpassung, über die die angeführten Berichte in GuL ausführlich sprechen, so werden die Seelsorger durch das neugewonnene Vertrauen wieder mutiger nach Ordensberufen ausschauen, als es bis zur Stunde der Fall ist. Daß daneben auch ein Stück Erziehungsarbeit an den Priestern zu leisten ist, braucht nicht besonders betont zu werden.

2. Unerlässlich ist es, daß für die Pflege der zahlreichen unfertigen Berufungen auf Seiten der Ordensfrauen entsprechende Voraussetzungen geschaffen werden. Nur wenn der Seelsorger hiermit rechnen kann, wird er bedenkenlos die auf dem Wege Befindlichen den Orden und Kongregationen an die Hand geben. Nicht das Ordensrecht kann diese Anpassung verfügen, sondern die neu zu gewinnenden Erfahrungen haben die notwendige Angleichung des Rechtes einzuleiten!

Grundsätzlich muß bei den Mädchen auch die heute vorhandene Beziehung zu ihrem erlernten Beruf berücksichtigt werden. Wir dürfen es ihnen nicht verübeln, wenn sie nicht in dem — augenblicklich — notwendigen Maße zu den pflegerischen Tätigkeiten drängen. Sie haben im Gegensatz zu früheren Jahrzehnten bereits einen Beruf, der ein Stück ihrer Persönlichkeit ausmacht und den sie deshalb nicht geradewegs mit einer anderen Tätigkeit vertauschen. Die Nachwuchsaussicht der pflegerisch tätigen Kongregationen wird erst dann zunehmen können, wenn sich in der Welt der Frauenberufe, die noch immer von der Emanzipation gekennzeichnet ist, die Lage festigt. Es wäre verfehlt, die Aussichten nur negativ zu bewerten. Wir müssen im Gegenteil damit rechnen, daß die kommende Zeit auf diesem Sektor ganz besonders das Zeugnis des Dienstes aus christlicher — klösterlicher — Haltung

braucht. Dazu dürfen wir heute die Anpassung nicht versäumen. Die Zeit der „Barmherzigen Schwester“ ist nie vorüber! Aber ihr zahlenmäßiger Anteil an den gegenwärtigen Ordensberufen bleibt notwendig hinter früheren Zeiten zurück. Deshalb werden die neuen fraulichen Tätigkeitsbereiche mutiger von den Ordensgenossenschaften erschlossen werden müssen, damit sie die dorthin strebenden Berufe aufnehmen können. Im Beruf der Seelsorgehelferin wurde dies zweifellos mit einem Erfolg bereits unternommen.

3. Überaus wichtig ist das Schaffen „neuer Kontaktstellen“. Welche Begegnungsmöglichkeiten gibt es bis jetzt an den neuerstandenen Schwerpunkten des Ordensnachwuchses? Wie soll schon eine kaufmännische Angestellte in städtischer Gegend Kontakt zum Ordensleben finden? Bestenfalls durch eine gute Anzeige in einer unserer Mädchenzeitschriften, sofern sie diese liest. Die Anzeige in den Bistumsblättern, mitunter zwischen Geschäftsreklamen, liest sie nicht. Überhaupt hat die Annoncenwerbung ihre großen Schattenseiten. Möchte einem beim Lesen nicht bisweilen die Frage kommen, ob etwa das Gnadengeschenk des Ordensstandes um die Kunst der Jugend betteln müsse?

Die herkömmlichen Begegnungsstätten sind u. a. das Krankenhaus, die Schule und die einst so bedeutsame, heute aber schon fast vergessene pfarrliche Nähschule. Diese verengen sich heute immer mehr. Die Gründe liegen einerseits außerhalb, insofern die Konkurrenz durch gleichgerichtete weltliche Einrichtungen erdrückend ist und nur ein relativ kleiner Anteil der katholischen Bevölkerung erreicht wird. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß die dienstmäßige Begegnung, zudem vielfach im Verhältnis der Untergebenen zur Vorgesetzten, oft das Hineinwachsen in den Ordensgedanken hemmt. Der Bericht in GuL weist mit Recht auf den verschiedenen Lebensrhythmus der Ordensfrauen und der Laien in der gemeinsamen Tätigkeit hin (S. 139). „Privilegien“ der Ordensfrauen finden kein Verständnis, wenn eine religiöse Übung der Schwestern eine augenblickliche Mehrbelastung für die Laienmitarbeiterinnen bedeutet. Sollte die gemeinsame Arbeit, wie der zitierte Bericht sagt, „in den kommenden Jahren noch mehr der Fall sein“, ein neues Verhältnis aber der Schwestern zur Arbeitsweise unserer Zeit und zu den weltlichen Kolleginnen nicht gefunden werden, so dürften sich diese ehedem nachwuchsfördernden Begegnungsstätten in ihr Gegenteil verkehren. Wir haben die ähnliche Situation bei vielen pfarrlichen Schwesternstationen und kleinen Konventen. Die kleine Zahl der Schwestern und die Isolierung bringt dort die Gefahr geistiger und geistlicher Verarmung mit sich. Der Anteil der älteren Schwesterngeneration, die in den rasch voreingenommenen Augen der Jugend grundsätzlich nicht modern genug ist, lassen die Anziehungskraft nahezu verschwinden. Man würdigt zwar dankbar das verdienstvolle Wirken und möchte es nicht missen. Aber die Vorstellung, selbst unter den gleichen Formen zu leben und zu wirken, wird mit dem überzeugten Gefühl zurückgewiesen, dazu „keine Berufung“ zu haben. Die Folgen, die aus der unausbleiblichen Verallgemeinerung erwachsen, sind bei der Mädchenjugend beträchtlich.

Niemand wird den Ordensleitungen die Anerkennung vorenthalten, wenn sie aus tiefem Verantwortungsgefühl angesichts der Notlage, die die Auflösung mit sich brächte, derartige Stationen bestehen lassen. Oft geschieht es auf die nachhaltige Bitte der Oberhirten hin. Dennoch sollte den Obern beigeplichtet werden, wenn sie die Konzentration der Kräfte weiter vorantreiben. Sie sind es den Schwestern und dem Ordensnachwuchs schuldig.

4. Dem unschlüssigen jungen Menschen von heute ist es eigen, daß er sich nicht in ein „unbekanntes Land“ begeben möchte. Deshalb müssen die unerlässlichen Kon-

taktstellen die Möglichkeit bieten, unverbindlich aber intensiv den im Orden zu erwartenden Lebensraum, die Geisteshaltung, die Frömmigkeitsform und die Tätigkeit kennenzulernen. Dieser Forderung dürfte besonders gut die „Freizeit“ entsprechen. Wegen ihrer Unverbindlichkeit ließe sie sich mit dem auf anderer Ebene liegenden „Haus der offenen Tür“ vergleichen. Für wenig, aber nicht ohne Geld — damit die Unabhängigkeit unterstrichen wird — müßte im Urlaub oder in den Ferien ein kürzerer Aufenthalt im Ordenshaus zusammen mit anderen Mädchen möglich sein. Das Angebot irgendeiner bescheidenen Bildungsmöglichkeit, einer Vortragsreihe oder einer einfachen Tätigkeit wäre bei vielen Mädchen für den Besuch der Freizeit Grund genug. Es gibt heute schon Gemeinschaften, die dem regelmäßigen Freizeit-Besuch von Studentinnengruppen, unter denen sich selbstverständlich auch Verlobte befinden, einen Teil ihrer jungen Schwestern verdanken.

Die Brücke kann wohl nur noch auf diese Weise zur Breite unserer Jugend geschlagen werden.

Bei entsprechender Werbung und sorgfältiger Zusammenarbeit mit den Diözesanstellen der Jugendführung und den Religionslehrern an den höheren Schulen und Berufsschulen sollte dieser Brückenschlag nicht ausgeschlossen sein. Hemmnisse sind am ehesten von Seiten der Eltern zu erwarten. Wenn die Sache jedoch in die Breite wächst, wird sie als selbstverständlich von der Jugend und den Eltern hingenommen. Jugendführung und Jugendseelsorge sind bei der Vorbereitung solcher Freizeiten unbedingt einzuschalten. Auf eigene Faust dürften es die Ordensgemeinschaften nicht versuchen. Wer in Ordensperspektiven plant, wird schwerlich den Ton der Mädchen finden, und der Schaden wäre für beide Teile groß. Bei richtiger Durchführung wird freilich manche Ordensfrau schockiert sein über Auffassung, Benehmen und Sprache der Jugend. Die Entfremdung ist schließlich eine gegenseitige. Indem die Ordensschwestern „offene Tür“ machen, gehen sie zur Jugend, nicht umgekehrt. Also wird auf ihrer Seite Weite vorhanden sein müssen: Sie berechnen nicht kleinlich den sofortigen Erfolg ihres Bemühens, am allerwenigsten den für die eigene Gemeinschaft; sie vermeiden jedes wortreiche Drängen und vertrauen auf das wache Auge der Jugend und auf die Gnade, die Erkenntnisvermögen und Wille bewegt; sie nehmen die Tatsache ernst, daß es Weltberufungen gibt. Die aufrichtige Hochschätzung des anderen Weges wird keine Minderung der Dankbarkeit für die eigene Berufung bedeuten, dagegen wird sie dem jungen Menschen das Zeugnis vom Leben im Ordensstand glaubwürdiger machen. Schließlich rechnen sie damit, daß Gott auch „Unfromme“ berufen kann, denen wir im Augenblick nicht mehr abverlangen dürfen, als er selbst es tut.

Nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus sachlichen Gründen sollten die Räume für die Berufsentwicklung auf regionaler Ebene geschaffen werden. Dann aber werden Ordensgemeinschaften, die dieselbe Tätigkeit vertreten und deren Regeln auf der gleichen Spiritualität gründen, konkurrenzlos zusammenwirken müssen. Ihre Unterschiede, die sie selbst von ihren Stiftern oder von ihrem Gründungsanlaß her sehr hoch veranschlagen, sind aus der Sicht der Jugend kein Grund für isolierte Einzelaktionen.

Man möchte wünschen, daß die Kontakte, die die Ordensoberinnen seit einigen Jahren untereinander pflegen, mutig auf das Gebiet der Nachwuchsgewinnung ausgeweitet werden.

Der nüchterne Blick läßt uns keinen „Ordensfrühling“ erwarten, wohl aber eindeutige Chancen auch in unserer Zeit erkennen.

Rektor Paul Picard, Braunshardt bei Darmstadt